

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 33 (1946)
Heft: 9

Artikel: Pater Gregor Girard als Pädagoge (1765-1850)
Autor: Egger, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pater Gregor Girard als Pädagoge (1765—1850)

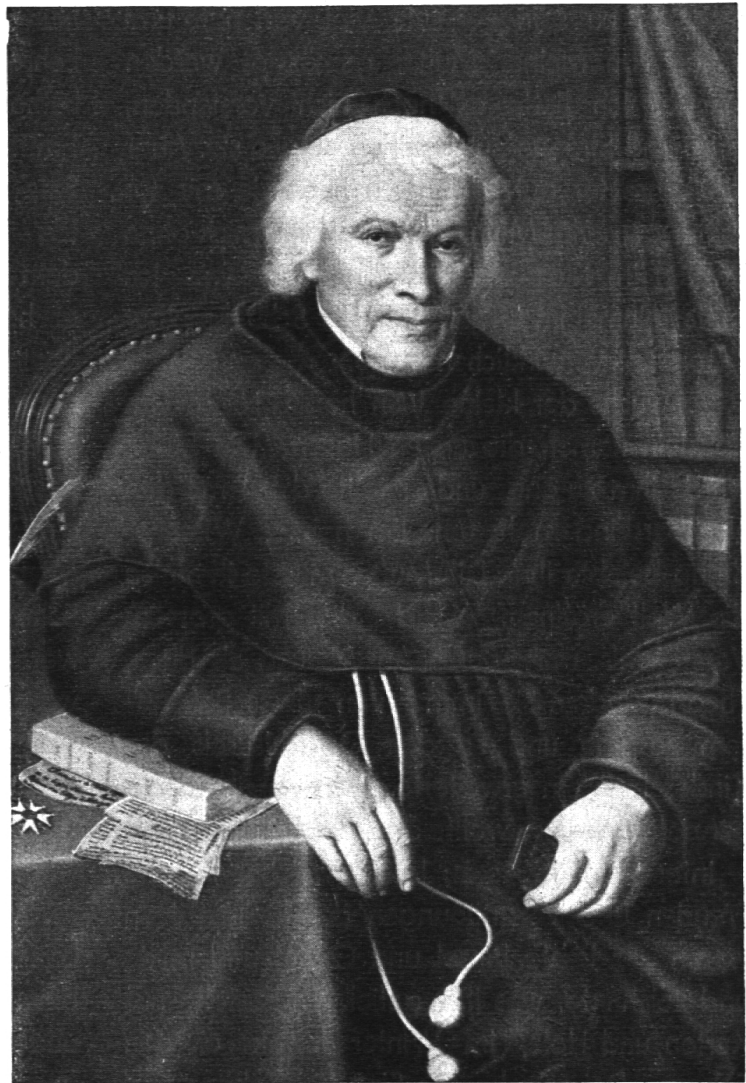
Vorwort. Der Name Pestalozzis ist heute wieder in aller Mund. P. Girard aber, den berühmten Zeitgenossen, hat man — in der Deutschschweiz wenigstens — fast ganz vergessen. Ihn in Erinnerung zu rufen, war meine Absicht. Ich bin überzeugt, dass die Persönlichkeit P. Girards wieder gewürdigt wird, sobald die Forschung sich ernstlich mit ihm befasst. Noch heute steht der muttersprachliche Unterricht im Mittelpunkt des Volksschulwesens, darum darf P. Girard, der Vorkämpfer dieser Idee, nicht übergangen werden, so wie die Liebe zur Muttersprache ja unsterblich ist. Der Verfasser.

I. Das Werden des Pädagogen

Die Entwicklungsgeschichte ist wichtig und lehrreich für das Verständnis und die Würdigung der Persönlichkeit P. Girards und seines Werkes. Vier Stufen haben ihn zur Höhe seiner Aufgabe hingeführt: das Elternhaus, die Schule, das Hochschulstudium in der Fremde und die erste seelsorgliche Tätigkeit. Diesen vierzig Jahren (1765—1804) des Lernens und der Reife ist das erste Kapitel der Darstellung gewidmet.

a) Das Elternhaus (1765—1774).

In kindlicher Einfachheit beginnt P. Girard seine Lebenserinnerungen: «Am 17. Dezember 1765 bin ich geboren. Vor mir waren Geschwister da, nach mir kamen noch mehr, eine ganze Reihe...» Und er hat wirklich nicht übertrieben, denn der kleine Jean war das fünfte der fünfzehn Kinder des François Girard (1730 bis 1804) und der Françoise de Landerset (1740 bis 1823). Am Geburtstag selbst wurde er getauft und bekam drei Namen, nämlich Joh. Baptist, Melchior, Balthasar. Sein Vaterhaus lag am Fusse des herrlichen St. Niklausturms, der damals noch das Bild von ganz Fryburg beherrschte. Der Vater betrieb ein Tuchgeschäft, gleich seinen Vorahnen, die — aus Frankreich eingewandert — 1694 das fryburgische Bür-



gerrecht erworben hatten. Anscheinend hat er es weit gebracht, sonst hätte er nicht eine Patriziertochter freien können. Die sorgfältige Erziehung, die man den zahlreichen Kindern angedeihen liess, ist ein weiterer Beweis dafür.

Die Mutter war eine feingebildete, aber ebenso praktisch eingestellte Frau. P. Girard erzählt von ihr stets mit grosser Begeisterung und kindlicher Anhänglichkeit. So lesen wir in seinen Lebenserinnerungen: «Meine Mutter, eine feingebildete, lebensprühende Frau, hat 15 Kinder aufgezogen und genährt. Sie hatte stets eine Schar um sich und war unsere Lehrmeisterin in allen Dingen. Eine meiner Schwestern zeigte den jüngern die Handarbeiten. Wenn unser Präzeptor abwesend war, musste ich meine kleineren Brüder und Schwestern le-

sen, schreiben, zählen und memorieren lehren. Ich erinnere mich, dass ich — ohne aufgeblasen gewesen zu sein — sehr viel verlangte und daher von meiner Mutter gemässigt werden musste. Ich hatte es noch nicht verstanden, Güte und Strenge zu vereinen — wie sie. Aber die Lehre tat gut, denn ich habe sie mir für später gemerkt. Meine Mutter wollte mich ohne Zweifel im Kleinen erproben lassen, was ich später einmal im Grossen, in der Schule meiner Vaterstadt verwirklichen sollte.»

So wuchs der kleine Jean heran. Nach dem Röcklein kamen die ersten Hosen. Die Stube wurde ihm zu eng, und er tollte daher mit den Nachbarskindern herum. Ein heisser Wissensdrang belebte ihn. Die Mutter musste ihm also die Welt eröffnen. Sie tat dies mit grossem Verständnis, mehr durch Anschauung als durch Theorie, indem sie immer von etwas Bekanntem ausging und so den Gesichtskreis des Kindes langsam erweiterte. Jean war ihr dankbar dafür, denn er wollte doch verstehen lernen.

Interessant ist es zu lesen, welcher Art die Freuden und Vergnügungen des kleinen Jean waren. Er liebte Pinsel und Griffel und malte und zeichnete, was ihm gefiel. Er bastelte aus Karton und Holz, im Winter formte er den Schnee. Der angeborene Sinn fürs Schöne und der Trieb zur Selbständigkeit sind ihm auch später geblieben. Früh schon fand er Gefallen an Altären, Messgewändern, am Messelesen. Der Sinn fürs Schöne wandte sich natürlicherweise zum Guten. Nicht wenig hat die Mutter dazu beigetragen, indem sie dem Kinde von der Güte des himmlischen Vaters erzählte. In ihre Autorität setzte der kleine Jean ein unbedingtes Vertrauen. Er selbst gibt uns ein herrliches Beispiel hiefür.

Eine Bäuerin aus der Umgebung von Murten kam jeden Samstag auf den Gemüsemarkt nach Fryburg. Stets kehrte sie auch bei der Familie Girard ein, wo der Jubel der Kinderschar sie begrüßte, brachte sie doch für jedes etwas Gutes mit. Diese Freigebigkeit gewann ihr natürlich das Herz des kleinen Jean. Aber da kam das Verhängnis. Der Präzeptor war in der Katechis-

musstunde auf den Satz gestossen: «Die katholische Kirche ist die Alleinseligmachende.» Nun war diese Gemüsefrau protestantisch. Der Lehrer aber erklärte, dass alle ausserhalb der katholischen Kirche verdammt würden. Welche Ernüchterung für den Knaben, der den Satz missverstand. Als am nächsten Samstag die Marktfrau wieder kam und auch dem kleinen Jean etwas geben wollte, lief er heulend davon. Die Mutter — erstaunt über dessen Gebaren — fragte ihn: «Was ist denn mit dir, Jean?» «Oh, Mama, diese gute Frau wird verdammt werden!» — «Wer hat das gesagt?» — «Der Lehrer.» — «Dein Lehrer ist ein Esel; der liebe Gott verdammt keinen guten Menschen.» Von nun ab waren für Jean alle Schwierigkeiten beseitigt; und er sagt selber, wer ihm in dieser Meinung entgegengetreten wäre, dem hätte er ohne weiteres geantwortet: «Du bist ein Esel, die Mutter hat es gesagt.»

Vom Vater berichtet uns P. Girard wenig. Dieser hat sich wohl ganz dem Geschäft gewidmet, das er gut verstand. Die Mutter titulierte ihn immer «Herr». Sicher hat es ihm neben Energie und Gewandtheit nicht an Selbstbewusstsein gefehlt. Von beiden — von Vater und Mutter — hat P. Girard etwas geerbt: von ihm Energie, Aufgeschlossenheit und hohe Achtung vor persönlicher Leistung; von ihr weitherzige Güte, erzieherisches Talent und Sinn für alles Gute und Schöne. Das Elternhaus hat den Grund gelegt zu dem, was später geworden ist. Möchten doch alle Eltern erkennen, wie wichtig diese ersten Jahre sind! Wir begreifen, dass P. Girard sich später immer wieder an die Mutter wendet.

b) Die Schule (1774—1781).

Nun kam der kleine Jean in die Schule. Die Eltern schickten ihn an das Kollegium St. Michael, das (1580) vom hl. Petrus Canisius gegründet worden war. Jean, der bisher an lebendige Selbsttätigkeit gewohnt war, fiel das Stillsitzen recht schwer. Das erste Jahr ging es noch, denn der Reiz des Neuen nahm ihn gefangen. Unwillkürlich übertrug er die Liebe zum

Wissen auf den Lehrer, der die Zuneigung des Knaben zu erwidern schien. Das änderte sich aber im zweiten Jahr. Es trat eine merkliche Kälte im Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ein. Und Jean, der — wie er selbst sagt — vor einem Jahr noch bereit gewesen wäre, mit seinem Lehrer zu sterben, fand diesen nun un- ausstehlich. Er fühlte sich von ihm ungerecht behandelt. Zudem war ihm die Schule mit ihrem ewigen Memorieren und Eintrichtern längst zu- wider. P. Girard schreibt: «Der Unterricht, den ich bekam, hatte nichts Anziehendes an sich, weder was den Stoff noch was die Methode an- belangt. Ich musste lesen, was ich nicht ver- stand, schreiben, auswendig lernen und wie- der hersagen, etwas rechnen, zusammenzählen und abzählen, ohne jegliche Anwendung: das machte meinen ganzen Unterricht aus. Es gab nichts für den Kopf, nichts für das Herz, nichts zur Befriedigung des angeborenen Wissens- dranges der Kinder; das war überhaupt kein Unterricht. . . » Wir dürfen annehmen, dass die Spannung zwischen Lehrer und Schüler mehr in diesem «Verleider» begründet lag als in un- gerechter Behandlung.

Weil es aber gar nicht mehr ging, liess man den kleinen Jean die zweite Klasse repetieren, damit er einen andern Lehrer bekam. Es war nämlich damals noch Brauch, dass derselbe Lehrer eine Klasse durch alle sechs Kurse führte. Der jüngere Amtskollege verstand den lebendigen Knaben besser, und nun ging es recht gut, wenn sich der kleine Girard für die Unterrichtsmethode am Kollegium auch nie be- geistern konnte: Es fehlte die Spontaneität und die Anschaulichkeit.

Schon bald hatte Jean die Lücken ausgefüllt und befand sich nun unter den ersten der Klasse; er holte sich Preise, neben dem «Esels- preis» im Griechischen — der Name zeigt, wie wenig dieses Fach geschätzt wurde — noch eine Reihe andere. Die Jahre vergingen, und die Kollegiumszeit neigte sich dem Ende zu.

Jean sollte sich für einen Beruf entscheiden. Wie er selbst sagt, schwankte er einen Augen-

blick zwischen dem militärischen und geistli- chen Stande, die nach damaliger Auffassung die einzige Möglichkeit boten, weiterzukommen. Die Wahl war bald getroffen. Er wollte später einmal Grosses leisten. Dazu schien ein Kloster mehr Möglichkeiten zu bieten als eine beschei- dene Landpfarrei. Nun verkehrte bei der Fa- milie Girard oft ein Franziskanerpater und hatte dem sechzehnjährigen Jean das Kloster gezeigt. Dieses gefiel ihm über alle Massen. Im Geiste sah sich der Knabe am Altar, auf der Kanzel oder in der kleinen Zelle — wie jener gelehrte Mönch — hinter Büchern, zwischen Globus und physikalischen Apparaten, was Jean so begei- sterte, dass er später schrieb: «So war ich Cor- delier, schon lange bevor ich das Kleid trug.» Der Entschluss war also gefasst: er wollte ins Franziskanerkloster eintreten, weil da die Wis- senschaft in Ehren stand. Nur ungern gaben die Eltern seinem Wunsche nach, denn sie hielten ihn für zu jung. Erst als er versprach, heimzu- kehren, sobald es ihn gereue, gaben sie ihre Einwilligung dazu.

c) Die Fremde (1781—1788).

Das Noviziat der Cordeliers war nicht in Fry- burg, sondern in Luzern. Also hiess es Abschied nehmen von allen Lieben und von der Vater- stadt. Am 30. Oktober 1781 begann er sein Probejahr und trug fortan den Namen Gregor. Das neue Leben entbehrte nicht der Opfer; denn dort sprach alles deutsch, und Gregor verstand vorläufig nur wenig davon. Aber er liess den Mut nicht sinken. Zunächst war es das Ungewohnte, das ihn gefangen nahm; dann lernte er sich zurechtfinden, und schliesslich kämpfte er sich auch durch manche Schwierig- keit hindurch. Das Kloster in Luzern stand da- mals noch in grosser Blüte. Noch lebte das An- denken an einen Novizen fort, der dort im Rufe der Heiligkeit gestorben war (1632). Gregor dachte sicher oft an diesen Fr. Illuminat Rosen- gard und lebte sich so ins religiöse Leben ein. Mit Wehmut denkt er später, wo der Franzo- seneinfall und die nachfolgenden politischen Wirren dem blühenden Leben ein Ende berei-

ten sollten, an diese schöne Zeit zurück. Neben den täglichen religiösen Uebungen fand er reichlich Freizeit, wo er sich mit den Klassikern, mit Musik, Malerei und Plastik beschäftigte. So sollte sich sein Wesen harmonisch entwickeln. P. Girard erzählt, wie er mit Bedauern feststellen musste, dass er zwar etwas lateinische Grammatik, nicht aber die lateinische Sprache erlernt hatte. Sofort ging er daran, die Lücke auszufüllen. Wir begreifen, wenn er später immer wieder sagt, «dass die Grammatik um der Sprache willen, nicht die Sprache um der Grammatik willen da sei.» Die Mutter hatte klüger gehandelt als die Professoren. Spärlich sind zwar die Nachrichten über das Noviziatsjahr. Dieses Schweigen ist gerade der lebendigste Ausdruck des stillen Glückes, das er genoss. Das Jahr verging. Am 30. Oktober 1782 legte er sein Gelübde ab; und schon sollte es wieder weiter gehen, noch weiter fort von der Heimat, nach Offenburg und Ueberlingen, in die Studienhäuser seiner oberdeutschen Ordensprovinz.

Zu Fuss wanderte der junge Frater über den Rhein in die neue Welt, die für seine spätere Entwicklung von so grosser Bedeutung sein sollte. Nicht umsonst hatte P. Girard eine grosse, geistige Blickweite. Ein Auslandsaufenthalt tut immer gut, wenn auch Kämpfe damit verbunden sind. Der Ueberwinder kehrt als Sieger und als ganzer Mann zurück. In den deutschen Ordenshäusern studierte Gregor zuerst Philosophie. Aber die neue Wissenschaft befriedigte ihn nicht. Die Scholastik war zu einer leeren Wortfechterei herabgesunken, die der realen Grundlage entbehrte. Die andere Richtung aber, die vertreten wurde, führte zu krassem Materialismus u. Utilitarismus. Welche Enttäuschung für den idealstrebenden Schüler des hl. Franz! War denn Tugend Berechnung? Wir verstehen, wie sehr dieser Gedanke dem widerstrebt, der von sich schrieb: «Ich bin mit sozialem Sinn geboren.» Die kinderreiche Familie erzieht keine Egoisten. Doch mehr — als er glaubte — liess er sich von der Philosophie

Lockes, die alles bewiesen haben wollte, gefangen nehmen. Stets wird er Spuren davon zeigen; aber es wäre ebenso ungerecht, ihn deshalb einen Utilitaristen zu nennen, wie es übertrieben war, als man ihm später Kantianismus vorwerfen wollte. Doch hat er vorläufig noch keine Bekanntschaft mit dem Königsberger Philosophen gemacht.

Nach dem Philosophiestudium kam Fr. Gregor zum Theologiestudium nach Würzburg. Welcher Gegensatz! Welche Umstellung wurde von ihm verlangt! Die Ereignisse überstürzten sich, die innere Entwicklung hielt nicht Schritt. So litt Gregor in seelischer Zerrissenheit; denn hatte man bisher alles beweisen wollen, so sollte man nun vorbehaltlos glauben. Die Geheimnisse überstiegen jede Fassungskraft. Schwer kämpfte sich der Frater durch. Ja, es kam ein Augenblick, wo er dem Herzen nach gläubig, im Geiste aber glaubenslos war. Nur mit Ueberwindung machte er die religiösen Uebungen mit. Leider eröffnete er keinem seine Not. In sentimentalem Mystizismus versuchte er seine Kälte zu entzünden. Aber es war umsonst; diese Gefühle waren ja wider seine Natur. Wie sehr ihn dieser innere Zwiespalt quälte, geht daraus hervor, dass er schwer erkrankte. Doch nicht nur sein Körper, auch seine Seele sollte wieder gesunden. Ein Unterbruch der Studien, der vom Arzt verordnete Aufenthalt in der freien Natur tat gut. Dazu kam die Lesung der hl. Schrift, und die wirkte Wunder. Zeitlebens ist darum das Evangelium das Hauptbuch für P. Girard geblieben. Und passt dies nicht für einen Sohn des hl. Franz, der doch im höchsten Masse mit der evangelischen Wahrheit Ernst gemacht hatte! Nun erholte sich Gregor rasch. Die neue Begeisterung gab ihm auch neue Kräfte. Mit Freuden machte er sich wieder an die Arbeit. Im Evangelium hatte er die historische Grundlage seines kindlich vertrauten Glaubens gefunden, den er später in seinen Predigten seinen Zuhörern immer wieder nahe legt. Kopf und Herz waren wieder gläubig geworden!

Eine Persönlichkeit in Würzburg sollte einen tiefen Eindruck in ihm hinterlassen. Es war der weltliche und geistliche Regent, der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal. Dieser fortschrittlich gesinnte Geist hatte an einem Tage die Armenfrage für seine Diözese gelöst, indem er die Kranken und Altersschwachen in Spitälern brachte, faule und arbeitsscheue Bettler aber in Arbeitshäuser verwies. Wundern wir uns also nicht, wenn P. Girard die Armenfrage in seiner Heimatstadt nicht durch Unterstützungsinstitutionen, sondern durch Arbeitsbeschaffung gelöst wissen wollte. Der Fürstbischof in Würzburg bemühte sich auch um die Hebung der Volksbildung. Er scheute sich nicht, den Rat des evangelischen Domherrn zu Halberstadt, Friedrich-Eberhard von Rochow, einzuholen. Dieser hatte dem Fürsten geschrieben: «Ich lasse den Kindern in meinen Landschulen vollste Aufklärung geben über alles, was sie in ihrem Stande wissen müssen.» Wie hätte Gregor Girard diese Bestrebungen übersehen, wo ihm doch die Volksbildung so sehr am Herzen lag! «Wenn ich aber einen Blick auf mein Vaterland warf», so schreibt er, «so musste ich mir traurig eingestehen, dass wir noch weit entfernt waren von dem, was ich hier sah.»

Vom Fürstbischof von Erthal empfing Gregor die niederen Weihen. «Du wirst leben in dem Geiste Deines Bischofs», so nahm er sich vor. Es ist interessant festzustellen, dass später gegen diesen dieselben Vorwürfe erhoben wurden, wie gegen P. Girard, beide waren Kinder ihrer Zeit.

Fassen wir die Einflüsse des Auslandsaufenthaltes kurz zusammen! Sie sind von grosser Wichtigkeit, denn seine Bildung und Entwicklung ist nun im allgemeinen abgeschlossen. P. Girard übertreibt aber, wenn er später schreibt: «In dieser alten Hauptstadt Frankens (Würzburg) hat sich mein Wesen sozusagen entwickelt.» Das Elternhaus und die Heimat haben mehr dazu getan. Dort hat sich nur manches geklärt und feste Formen angenommen. Nicht alles war von Gutem. Sein Geist neigte zum Rationalismus, in kirchlichen Fragen

gab er der weltlichen Macht zu viel Raum. Darüber hinaus aber hat er sich an einem herrlichen Beispiel für seine spätere Lebensaufgabe begeistert, wo sein pädagogisches Genie neue, eigene Wege gehen sollte. Immer aber leitete ihn dabei die in diesen Jahren schmerzlich errungene Erkenntnis, dass Kopf und Herz im Lichte der Wissenschaft und der Hl. Schrift im gleichen Masse gebildet werden müssen, damit das Wesen des Menschen sich harmonisch entfalten konnte. Dieses Ideal in neuer Form dem Unterricht voranzustellen, das war P. Girards Sendung. Aber greifen wir den Ereignissen nicht vor. Noch sollte er im praktischen Leben die nötigen Erfahrungen sammeln, bis er an seine hohe Aufgabe herantrat. Seine Schritte lenkten sich wieder der Heimat zu.

d) Das Leben (1788—1804).

Ein Knabe war ausgezogen, ein Mann kam zurück. Gregor Girard hätte seine Geschwister beinahe nicht mehr erkannt. Im Kloster Fryburg bereitete sich Fr. Gregor, der erst die Diakonatsweihe erhalten hatte, auf das Priesteramt vor. Er fand neue Freunde, die — wie er — von der zukünftigen Grösse ihrer Vaterstadt träumten. Das waren vor allem der junge Chorherr Fontaine und ein Patriziersohn Pierre d'Appenthel. Sie lasen zusammen Rousseau und begeisterten sich für den Genfer Philosophen. Leider übernahm P. Girard — ohne sich davon Rechenschaft zu geben — öfters die Ausdrucksweisen Rousseaus, ohne dasselbe dabei zu denken, was man aber nicht immer gelten liess. Die Theorie, die Rousseau in seinem Roman «Emile» entwickelt, hielt Girard für ganz verfehlt, denn eine in den Anfängen religionslose Erziehung war in seinen Augen ein Unsinn, da er nicht an die «natürliche Güte» des Menschen glaubte — wie der Genfer Naturphilosoph.

Am 20. Dezember 1788 erhielt Gregor die Priesterweihe aus der Hand des Bischofs Bernhard Emmanuel von Lenzburg. Dieser war ein grosser Kinderfreund, und P. Girard bewahrte ihm stets ein dankbares Gedenken. Seinem

Einfluss schrieb er sogar seinen pädagogischen Beruf zu. Aber vorläufig lag die Verwirklichung seiner Pläne noch in weiter Ferne. Er fühlte sich in der eigenen Heimat, wo man «dieses Produkt deutscher Erziehung» argwöhnisch betrachtete, nicht mehr zu Haus. So beriefen ihn seine Obern nach Ueberlingen, wo er dann am Gymnasium Latein lehrte. P. Girard nennt dieses Jahr das glücklichste seines Lebens. Das intellektuelle Milieu, die herzliche Freundschaft und die pädagogische Tätigkeit sagten ihm zu. Bald half er neben Latein auch in Physik und Philosophie aus. Nie ist er Fachlehrer gewesen; stets war er der universale Geist. Die Zeit verflog so schnell, und bald rief man ihn nach Fryburg zurück. Mit Wehmut verliess er die Stätte seines Wirkens.

In seiner Heimatstadt bekam er das Amt eines Predigers in der Klosterkirche sowie das eines Philosophieprofessors für die Kleriker im Kloster aufgetragen. Mit Feuereifer machte er sich an die Arbeit. Hier lernte er Kant kennen, den Königsberger Philosophen, was ihm später angekreidet werden sollte. Er hatte schon so viel ablehnende Urteile über ihn gehört, jetzt wollte er wissen, was daran war. Der junge Professor begeisterte sich. Wenn, sagt er selbst, diese Philosophie Kants mit ihrem Intellektualismus auch auf einem Sophismus beruhte, da ja ihr Urheber mit der linken Hand (reine Vernunft) niederriess, was die rechte (praktische Vernunft) aufbaute, so zeigte sie ihm gerade dadurch, dass sie mit denselben Mitteln das Gegenteil vom Materialismus und Utilitarismus Lockes bewies, wie falsch beide Theorien im Extrem waren. P. Girard erzählt in seinen Lebenserinnerungen, dass er durch Hervorheben dieser Tatsache einen jungen Arzt vom gottesleugnerischen Materialismus befreite. Die hohe Auffassung von der Pflicht, die Kant propagierte, nahm P. Girard gefangen, da er sich darin in seinen eigenen Ideen bestärkt sah. Denn auch nach seiner Ansicht musste der Unterricht der Erziehung dienen, das klare Wissen zum rechten Handeln führen. Hier gilt dasselbe, was wir schon in bezug auf Rousseau sagten.

Versteht man unter einem Kantianer einen Geistesmann, der in den Spuren des Königsberger Philosophen wandelt, so war es P. Girard sicher nicht. Die Prozesse, die später in Rom gegen ihn angestrengt wurden, haben seine Orthodoxie eindeutig festgelegt. Will man aber sagen, P. Girard habe unter dem Einfluss der Kantischen Philosophie gestanden, so wird dies niemand bestreiten. Er war ein Kind seiner Zeit. Wir tun ihm ja deswegen ebensowenig Abbruch wie vielen verwandten Geistern Deutschlands, die aus derselben Schule hervorgegangen sind. So sind ihm Formulierungen gegliedert, die er allerdings auf seine Art interpretierte, die ihn also Kant nahestellen. Aber eines hat er gehabt — und das wollten seine Gegner nicht anerkennen, da es ihnen weniger um die Orthodoxie als um die einflussreiche Stellung P. Girards ging — er hatte ein kindlich gläubiges Herz und katholische Festigkeit, die er in allen Lebenslagen bewahrte. Welcher Gegensatz zum überheblichen Zweifler Kant! Girard war kein Kantianer. Er wollte von dieser Philosophie nur das Gute übernehmen. Nicht alles hat er vielleicht durchschaut. Aber immer und überall widerlegt er die «Kritik der reinen Vernunft», am meisten durch sein Leben und Beispiel.

1798 — der Einfall der Franzosen in die Schweiz. Auch Fryburg erreichten die neuen Ereignisse. Der Klerus beriet sich über seine Stellungnahme. P. Girard war für die Eidesleistung. Viele sahen ihn darob schief an. Er selber arbeitete ein schriftliches Memorandum aus und schickte es dem Bischof. Die Franzosen rückten in die Stadt ein. Der Eid wurde geleistet mit der von P. Girard eingefügten Klausel «ohne Vergewaltigung von Glauben und Religion, die der Staat zu respektieren versprach». Beim Bankett sassen neben den Offizieren gerade jene Kleriker, die einige Tage vorher P. Girard noch verschrien hatten. Dieser nahm vorläufig keine öffentliche Stellung ein. Er hat eigentlich nie aktiv Politik getrieben, vielleicht eine Folge der ausschliesslich mütterlichen Erziehung. Er war kein Mann der Partei, aber ein guter

Schweizer! So wollte er auch hier abwarten und prüfen.

Die neue Regierung bemühte sich, ihre Fortschrittlichkeit zu zeigen. Das Schulwesen sollte gefördert werden. Der Unterrichtsminister Stapfer forderte 1799 die daran interessierten Köpfe zur Ausarbeitung eines Schulprogrammes auf. Am 18. August sandte P. Girard sein «Projet d'éducation» nach Luzern. Das war seine erste öffentliche Arbeit. In Grundzügen ist sein späteres Schulprogramm darin enthalten. Wir spüren noch stark den Einfluss der Rousseauschen und Kantschen Philosophie. Doch distanziert er sich bereits deutlich von ihnen, was die religiöse Frage anbelangt. «Die Schule soll den Schüler unterrichten, damit er später fähig und gewillt sei, seine Lebensaufgabe als Bürger zu erfüllen. Die Religion, und zwar die christliche, muss der Schule zu Hilfe kommen.» Es ist ein Ausdruck der Zeit, wenn hier die Erziehung eine bürgerliche genannt wird. Die Idee aber bleibt: Unterricht hat nur Berechtigung als Form religiös fundamentierter Charaktererziehung und praktischer wie geistiger Ertüchtigung. Das Projekt fand beim Ministerium Anklang. P. Girard wurde zur Mitarbeit nach Luzern berufen; doch bald kehrte er enttäuscht zurück. Im Bürokratismus erstickte jede gute Absicht. Viel wurde gesprochen, nichts geleistet. Wie wichtig war für P. Girard die Erkenntnis, dass selbst das herrlichste Programm nichts taugt, wenn es sich nicht in bescheidenen Anfängen zu verwirklichen beginnt. Zudem hatte der traurige Zustand des Luzerner Klosters den Ordensmann mit Wehmut erfüllt. So kehrte er als um eine Erfahrung reicher nach Fryburg zurück, allerdings nicht für lange Zeit.

Die eidgenössischen Büros waren nach Bern gezogen. Ein Teil des Personals und die französischen Soldaten dort waren aber katholisch. Damit sie nicht ohne Gottesdienst blieben, berief die Regierung auf Empfehlung Stapfers unseren P. Girard als Seelsorger nach Bern. Zum ersten Mal seit der Reformation sollte er in dieser Stadt die hl. Messe lesen. Ausführlich

berichtet er darüber in seinen Lebenserinnerungen. Mit grosser Geschicklichkeit machte er sich ans Werk. Er gab sich wohl Rechenschaft, dass er dem ganz protestantischen Milieu nicht vor den Kopf stossen dürfe, um nicht zum vornherein alles zu verderben. «Sei Priester, Diener Jesu Christi, und nichts anderes!» war sein Grundsatz. Er entschloss sich, alle Kontroversen zu vermeiden und weniger durch das Wort — als durch das Beispiel — zu überzeugen.

Man hatte den Katholiken das Chor im Münster eingeräumt. Hier las er die hl. Messe, und durch die Glastüre folgten die Reformierten den Zeremonien. P. Girard führte den Kirchengesang und die Messgebete in der Muttersprache ein, wie er es in Deutschland gesehen hatte. Während der hl. Messe teilte er die hl. Kommunion aus. Bei allem achtete er auf Einfachheit; denn er wusste wohl, dass hier Prunk nicht am Platze sei. Bei den Predigten, von denen uns heute noch eine ganze Reihe erhalten ist, hielt er sich stets an evangelische Texte. War in Fryburg die Moral in den Vordergrund getreten, so hier in andersgläubiger Umgebung das Dogma. Nie ist er im geringsten davon abgerückt.

Zahlreiche Waisenkinder waren aus den Urkantonen gekommen. Der Pfarrer war väterlich für sie besorgt, und die Berner zeigten sich ihm gegenüber so grosszügig, dass er schreiben konnte, wenn er die Toleranz nicht gekannt hätte, so hätte Bern ihn darüber belehrt. Wie manchmal mag er da an die Frau aus der Nähe von Murten zurückgedacht haben und an das Wort seiner Mutter: «Der Herrgott verdammt keine guten Leute.» Mit dem reformierten Dekan Ith verband ihn eine aufrichtige Freundschaft. Gern hätte dieser eine enge Zusammenarbeit beider Konfessionen gesehen. Der Plan zerschlug sich, da man die Katholiken nicht für gleichberechtigt betrachtete.

So sehr P. Girard seine Seelsorger Tätigkeit gefiel, so sehnte er sich doch zurück ins Kloster. Stets ist er mit ganzer Seele Ordensmann ge-

blieben. Aber noch harrte seiner in Bern eine wichtige Aufgabe. Nach Erlassung der Mediationsakte am 10. März 1803 trat die helvetische Regierung ab. Damit hatte auch der Pfarrer seine öffentlich-rechtliche Stellung verloren. Noch waren aber etwa 4000 Katholiken in der Stadt. Gerne hätten diese den katholischen Gottesdienst beibehalten. P. Girard tat sein Möglichstes. Im Namen der in Bern wohnenden Katholiken — unterstützt vom spanischen Minister Caamana und vom italienischen Agenten Venturi — reichte er eine Petition ein. Am 1. Februar 1804 bekam er den Regierungsentcheid, wonach «der katholische Gottesdienst weiterhin geduldet würde, so lange es dem kleinen Rat gefalle». P. Girard schickte darüber ein Memorandum an den Bischof. Die Regelung wurde angenommen. Das Werk P. Girards war gerettet, die erste katholische Diasporapfarrei der Schweiz gegründet.

Nie hat P. Girard seine Grundsätze aufgegeben, so sehr auch Protestanten bemüht waren, es zu behaupten und ihn als einen der Ihren zu schildern. Wer darüber im Zweifel ist, lese nur den Vergleich, den er über die katholische und reformierte Kirche anstellt: «Die protestantische Kirche selber zehrt noch vom alten katholischen Gut. Man hat die protestantische Kirche mit den Aesten verglichen, die vom Baume abgehauen sind. Dieser Vergleich ist nach meiner Ansicht nicht richtig. Seit drei Jahrhunderten wären die Aeste vollständig verdorrt. Und doch tragen sie noch grüne Blätter, schöne Blüten und gute Früchte. Gott sei Dank! Die Aeste sind eben nur zum Teil getrennt, sie erhalten ihre Lebenskraft vom Stamm und von den Wurzeln.» P. Girard bangt zwar, dass sie eines Tages ganz abbrechen; und dennoch hofft er wieder, eine Vereinigung könne zustandekommen. Er war zu sehr Optimist. Dasselbe könnte man ihm vorwerfen, was sein Verhalten der Regierung gegenüber anbelangt: Allzu leicht glaubte er, dass alle von derselben guten und lauern Absicht geleitet seien wie er selbst. Seine Güte hat ihm dann geschadet.

Nur derjenige vermag ihn richtig zu beurteilen, der selbst die Schwierigkeiten eines Diasporapfarrers erfahren hat. Wenn P. Girard keinen Protestanten bekehrte, so hat er doch ihre Achtung für sich und seine Kirche errungen, und das war viel wert. Im August 1804 verliess er Bern, von allen tief bedauert. In der Heimatstadt wartete seiner die grosse Lebensaufgabe.

II. Der Erneuerer der Fryburger Volksschule

In der Vaterstadt Girards hatte sich seit seinem Weggang manches geändert. Neue Kräfte waren am Werk und bemühten sich um die Hebung der Volkswohlfahrt, nicht zuletzt daher der Volksschule. «Le Conseil d'Education» war zwar mit der Mediationsakte gefallen, aber die neue Regierung wollte hinter den Bestrebungen und Versprechungen des alten Regimes nicht zurückbleiben und schuf an Stelle des Erziehungsrates die «Chambre des écoles». Diese Kommission, deren treibende Kraft der langjährige Freund P. Girards, Chorherr Fontaine (1754—1834) war, stellte die Unzulänglichkeit der alten Schule fest. Diese sollte von Grund auf erneuert werden. Dazu braucht es vor allem neue Leute. Fontaine dachte sofort an jenen, den er «l'homme universel» nannte und der durch sein Schulprojekt das neue Ziel und die neuen Formen des Schulunterrichtes bereits umschrieben hatte. So übertrug denn die Regierung am 23. Oktober 1804 die Volksschule den Franziskanern und Augustinern. Mit Freuden gab P. Girard als Guardian im Namen des Kapitels die Zustimmung. Das war ja schon längst sein Traum; nun sollte er in Erfüllung gehen. Die Franziskaner übernahmen die französische Knabenschule, die Augustiner die deutsche, die Ursulinen die Mädchenschule. Mit seinem Mitbruder P. Marchand (1763 bis 1832) und dem Pestalozzischüler H. Jäger begann Girard die Arbeit. Der Anfang war bescheiden, zählte doch die Schule nur etwa 40

Knaben. Noch musste die öffentliche Meinung gewonnen werden. Zudem war die Jugend nicht begeistert für den Unterricht, wie wir es beim kleinen Jean selbst gesehen haben. P. Girard behielt sich die unterste Klasse vor, um richtig anfangen zu können. Erst mit der Zeit trat er auch nach aussen hin an die Spitze der Schule, nachdem man ihm den Titel «Préfet des écoles» gegeben hatte (1804). Sicher war P. Girard für diese Aufgabe schon vorbereitet. Vieles wollte er aber erst lernen und erproben. Entschlossen ging er neue Wege.

Wenn wir die äussere Entwicklung der Schule betrachten, so sehen wir ein überraschendes Aufblühen. Mit 40 Schülern war 1804 die Schule eröffnet worden, 1818 waren es 277, 1823 aber zählte man über 400. Augenzeugen berichten, wie die Buben ungeduldig auf den Schulanfang gewartet haben. Um den Unterricht auszubauen, musste ein neues Schulhaus erstellt werden. Dies geschah im Jahre 1818/19. P. Girard hatte selbst die Pläne dazu entworfen.

Wie kam dieses plötzliche Aufblühen? Was war das Geheimnis der Girardschule, die aus allen Teiles des Landes, Europas, ja selbst der Uebersee interessierte Besucher anlocken sollte?

Das Ziel, das P. Girard im Auge hatte, ist uns bekannt. Der Unterricht sollte eine Form der christlichen Erziehung sein, eine Weiterführung jenes Werkes, das die Mutter begonnen hat. Sicher wollten die mittelalterlichen Klosterschulen dasselbe. Erst mit dem Humanismus war das Sachinteresse in den Vordergrund gerückt, was für die untern Schulstufen von verderblichen Folgen war. P. Girard kämpfte dagegen an, indem er sagte: «Wie die Mutter, so müsse auch der Lehrer den Charakter des Schülers im Auge haben. Was er daher vom Erzieher verlangte, war in erster Linie

die Liebe zum Kinde, Begeisterung für seine Aufgabe (Wertergriffenheit würden wir heute sagen), nicht weniger aber die nötige Sachkenntnis, da sonst ein Blinder einen Blinden ins Verderben führt.» Die Schule sollte die Kinder erziehen, d. h. besser machen. Durch gute Gedanken werden gute Absichten geweckt, aus der guten Absicht wächst die gute Tat: das war P. Girards Leitsatz. So, dachte er, würden durch ein beseeltes Lernen Herz und Kopf erfasst.

Aber wie sollten dem Schüler die guten Gedanken beigebracht werden, dass sie nicht langweilig wirken, dass er zum beseelten Lernen kommt? Das neue Ziel verlangte neue Methoden! Hierin ging er nur schrittweise voran. Schon in seiner Ansprache bei der Preisverteilung (1805), die ja bereits eine Neuerung war, kündete P. Girard sein Programm an. Erfahrung und Studium haben ihn weitergebracht. Fortan liess er nichts mehr aus dem Auge, was auf dem Gebiete des Volksunterrichtes veröffentlicht wurde. Er selbst sagt, dass er immer wieder dazu gelernt habe. Im grossen und ganzen lassen sich in dieser Entwicklung drei Stufen unterscheiden. Die erste von den Anfängen bis zum Jahre 1810, wo sich P. Girard ganz auf die Muttersprache als Grundlage der Erziehung konzentrierte. Die zweite bis zur Einführung des wechselseitigen Unterrichtes 1816. Die dritte fand mit der Unterdrückung dieser Methode (1823) ein unerwartetes Ende. Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Entwicklungsstadien!

Die Schule begann 1804 in den Räumen des Franziskanerklosters. P. Girard suchte nach Mitteln und Wegen zur Erreichung seiner Ziele. Man gebrauchte ja vorerst noch die alten Lehrbücher mit all ihren Mängeln, die P. Girard beklagte. Auch stofflich hatte man nichts geändert. Dem Erzieher ging es ja in erster Linie um den Formalwert; deshalb war P. Girard eher für eine Einschränkung als für eine Ausdeh-

nung. Nicht so sehr die geistige Universalität sollte erstrebt, als vielmehr die Totalität des Menschen erfasst und gebildet werden. Mit dem «Womit» und «Wie» beschäftigte sich der Schulmann, als eine neue Aufgabe gerade hierin Fortschritt brachte.

Schon in Bern war P. Girard mit Pestalozzi bekannt geworden, dessen Anstalt er in Burgdorf besucht u. bewundert hatte. Wie überraschend muss es ihm gekommen sein, als die Landesbehörde ihn (1809) zusammen mit dem Mathematiker Trechsel aus Bern und Abel Merian aus Basel beauftragte, Pestalozzis neues Institut in Yverdon zu begutachten. Dieser hatte selbst eine solche Untersuchung verlangt, da er mit äussern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Kommission machte sich mit Ernst und Sachlichkeit an die Aufgabe. Es wurden bald Unstimmigkeiten unter der Lehrerschaft festgestellt. Die Mitarbeiter, die Pestalozzi über den Kopf wachsen wollten, machten keinen guten Eindruck auf P. Girard. Das ganze Institut kam ihm überhaupt mehr als ein wissenschaftliches Laboratorium als wie eine Volksschule vor. Der unruhige Geist des Neuerers entbehrte in der Praxis der stillen Geduld, die jede Entwicklung verlangt. Nach Hause zurückgekehrt, befassten sich die Kommissionsmitglieder mit dem Rapport. P. Girard wurde mit der schriftlichen Abfassung beauftragt. Er ging dabei gewissenhaft zu Werk, da er bei aller Objektivität niemanden beleidigen wollte. Es brauchte die Aufmunterung Trechels, bis die Arbeit endlich zustande kam. Noch heute ist sie ein Musterbericht dieser Art. P. Girard schildert zuerst die äussere und innere Organisation der Anstalt. Dann nimmt er zu einzelnen Fragen des Lehrstoffs, der Methodik usw. besondere Stellung, um schliesslich in zusammenfassendem Ueberblick sein Urteil abzugeben.

Dieses war für Pestalozzi entmutigend, da es dahin lautete, dass seine Anstalt, wenn sie auch

von grossem wissenschaftlichem Interesse sei, doch keineswegs als Muster für die Organisation von Volksschulen oder Lehrerseminarien gelten könne. In bezug auf die Methodik meinte P. Girard, dass Pestalozzi von der Spontaneität, der Selbsttätigkeit des Kindes zuviel erwarte. Auch er war gegen das Eintrichtern und zu häufige Memorieren; doch wollte er diese Gedächtnisschule, den übenden Unterricht nicht ganz abschaffen, wie man es im Institut in Yverdon getan! Was den Lehrstoff anbelangt, fand P. Girard, dass Pestalozzi zuviel Gewicht auf die Mathematik legte. Zudem brachte dessen Mitarbeiter Schmid den Schülern eine so spekulative Mathematik bei, dass sie — wie Trechsel feststellte — die einfachsten angewandten Aufgaben nicht zu lösen verstanden. P. Girard aber verlangte von der Volksschule, dass sie fürs praktische Leben erziehe. Doch was ihm noch mehr zu bedenken gab, war der Mangel an Herzensbildung, der eine notwendige Folge dieser Methodik war. Jeder kennt den Reiz und Zauber, den die klare Lösung einer mathematischen Aufgabe auf den Schüler ausübt: das Herz aber bleibt dabei unberührt; nur den Geist nimmt sie gefangen. P. Girard erzählt daher in seinen Lebenserinnerungen, wie er zu Pestalozzi deswegen gesagt habe: «Wenn ich Kinder hätte, würde ich keines zu Ihnen in die Schule schicken; denn es würde Ihnen nicht gelingen, so wie zweimal zwei vier geben, zu beweisen, dass ein Schüler seinen Vater lieben muss.» P. Girard ging eben die Herzensbildung über die Verstandesbildung. Pestalozzi war etwas vergrämt, aber später bei einem Besuch in P. Girards Schule doch grosszünftig und ehrlich genug, die Richtigkeit und Ueberlegenheit von dessen Methode festzustellen. Er tat dies in enthusiastischen Worten: «Der Mönch macht Dreck zu Gold.»

Bern.

Dr. Eugen Egger.

(2. Teil folgt.)